

Als Arzt bei den Pfahlbau-Indianern im Westen Venezuelas

Autor(en): **Wilhelmi, Dr. E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu stark. Einer fragte sogar, ob seine Mutter mal etwas mit einem solchen Schuft zu tun gehabt habe ...

Dann kam die grosse Festpremière. Der erste, zweite und dritte Akt waren wiederum grossartig. Alle Spieler hatte heiliges Feuer erfasst. Der Vorhang ging vor dem vierten Akt auf. Die eigentliche Schlacht wurde gezeigt. Der Herzog ritt, seinem Heer voran unter dem Felsen vorbei. Jetzt polterten die Felsblöcke und Baumstämme herunter. Der Herzog wurde getroffen, fiel vom Gaul, die Zuschauer klatschten, trampelten. In den vordersten Reihen unsere währschaftesten Bauern. Sie jauchzten und einige riefen dem gefallenem Herzog höhrende Worte zu. Und da geschah das Unheimliche: der Herzog erhob sich langsam. Ich wurde blass, ich wollte ihm zurufen. Neue Stämme kollerten vom Felsen, trafen und warfen ihn zu Boden. Ich atmete tief auf, die Szene schien gerettet. Aber oh Schreck, Luzi erhob sich wieder, taumelte nach hinten, wurde erneut getroffen und zu Boden geworfen und erhob sich zum dritten Mal. Unten im Saal jauchzten die Leute, die Pfiffigeren hatten gemerkt, woher der Wind wehte. Und Luzi begann ebenfalls zu jauchzen, aber nicht froh und lustig, sondern böse und

kämpferisch. Er rannte aus der Szene. Darauf hörte man nur noch einen Tumult und schon purzelten die richtigen Eidgenossen über den Felsen herunter auf die Bühne. Einer nach dem anderen, und die Zuschauer trampelten und stiessen Hochrufe auf Luzi Andreas aus. Als der letzte Eidgenosse auf den Brettern gelandet war, kam ihnen Luzi nachgesprungen. Er trat an die Rampe heran, warf einen furchtbar bösen und vernichtenden Blick in den Zuschauerraum, drehte sich um und verschwand hinter den Kulissen.

Im Saal und auf der Bühne war ein regelrechtes Freudenfest ausgebrochen. Man rief nach Luzi, aber dieser hatte das Schulhaus schon längst verlassen. Als sich einige Bauern aufmachten, ihn zu suchen, fanden sie ihn in einer Wirtschaft, noch angetan mit dem Kostüm und vollauf betrunken. Die Männer klopfen ihm auf die Schultern und lachten und luden ihm zum weitertrinken ein. Und dann lachte er plötzlich auch. Wodurch diese Wandlung zustande gekommen war, hatte ich nie ergründen können. Das Stück war jedenfalls ein voller Erfolg. Noch zehnmal musste es wiederholt werden; denn es hatte sich im ganzen Dorf herumgesprochen, was für ein grossartiger Schauspieler Luzi Andreas sei.

W. M. Diggelmann.

*Als Arzt
bei den Pfahlbau-Indianern
im Westen Venezuelas*

Nach Besichtigung der grossen Petroleumfelder bei Maracaibo, deren Türme teils auf dem Festland, teils im Wasser stehen, unternahm ich noch einen Abstecher ins Dorf der Pfahlbau-Indianer im Westen Venezuelas.

Wieviel Indianergeschichten hatte ich als Knabe verschlungen, oft sogar nachts heimlich beim Schein einer gut abgeschirmten Taschenlampe! Die tapfer und hoffnungslos gegen eine Uebermacht kämpfenden Rothäute besaßen meine ganze Sympathie, trotz oder eher wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit. Wohl war ich darauf gefasst, keine stolzen Krieger und edlen Häuptlinge à la Lederstrumpf oder Karl May mehr vorzufinden, doch war alles noch viel schmutziger und primi-

tiver, als ich gefürchtet hatte; und anstelle der grossen Krieger fand ich nur grosse Faulenzer, Trinker und Spieler.

Von den Einwohnern des Dorfes sahen mein Begleiter und ich zunächst allerdings nichts. Doch bald zeigte sich hier und da ein schwarzer kleiner Struwelkopf, und schwarzbraune Schlitzaugen musterten uns und unser Auto aus sicherer Entfernung. So ein grosses, knurrendes Ungetüm auf Rädern ist doch etwas Unheimliches, aber der schwarze kleine Kasten, den die Weissen vor ihre Augen halten, und der dann so verdächtig «klick» macht, ist noch viel beunruhigender und sieht mit seinem grossen Glasauge kalt und drohend aus wie ein böser Zauber. Die Erwachsenen kennen längst

den Wagen, der ohne Pferd läuft, und sie wissen auch, dass die Weissen mit der kleinen schwarzen Kiste Bilder von Menschen, Tieren, Blumen und Hütten machen können. Sie haben schon oft solche Bilder gesehen, aber es muss doch ein Zauber dabei sein.

Die Indianer dieses Dorfes leben seit Jahrzehnten in Frieden mit den Weissen und mit den Mestizen. Bittere Erfahrungen, die viel Blut gekostet hatten, haben die Nachkommen der mächtigen und wilden Motilonen gelehrt, dass es klüger und vorteilhafter ist, sich mit den übermächtigen weissen Eindringlingen zu vertragen und mit ihnen Handel zu treiben.

Sogar die «Zivilisation» hat schon den Weg zu diesen Indianern gefunden. Ein unternehmungslustiger Mestize hatte mitten im Dorf eine Verkaufsbude errichtet, in der man unter anderem Coca-Cola, Zigaretten und Bonbons kaufen konnte, wenn man überhaupt Geld besass. Ich kaufte dort ein halbes Pfund sehr grosser, bunter Bonbons und gewann mit ihrer Hilfe die Freundschaft der Indianerkinder, die sich nun ohne weiteres photographieren liessen. Wenn wir auch nicht miteinander sprechen konnten, so verständigten wir uns doch in der internationalen Zeichensprache und lachten alle miteinander. Die Erwachsenen verstanden einige Brocken Spanisch, sie selbst sprachen aber das Spanische ganz auf ihre indianische Art aus, mit hohen, eigenartig singenden Lauten. Da die kleinen Indianerbuben mit ihrer kupferfarbenen Haut und den blauschwarzen strähnigen Haaren in ihren Geburtstagskleidern, also splitternackt, herumsprangen, musste mir als Arzt der Unterschied zwischen den dünnen Armen und Beinchen einerseits und dem aufgetriebenen Bauch sofort auffallen. Bei einem Teil dieser Kinder war die Leber stark geschwollen. In dieser Gegend scheint der Kampf der Sanitätsbehörden gegen den Hakenwurm und andere tropische Krankheitserreger hoffnungslos zu sein. Darum ist auch die Kindersterblichkeit so gross, ganz abgesehen von der enorm hohen Säuglingssterblichkeit, die auf Mängel in der Ernährung und der Pflege beruht.

Nachdem ich einige rote Kinder auf meinem Farbfilm verewigt hatte, lud mich der Vater von sieben, zum Teil schon ziemlich grossen Kindern ein, seine Hütte zu besichtigen. Stolz zeigte er mir seine aus Kokosfasern geflochtene Hamaca (Hängematte), in der nur er als Familienoberhaupt und absoluter Herr im Hause schlafen durfte. Sonst gab es in der primitiven, sehr luftigen Holzhütte

nichts als ein paar trockene Blätter und Zweige in einem Winkel des einzigen Raumes, wo Mutter und Kinder dicht aneinandergedrängt schlafen. Bei den Indianern ist der Mann in jeder Beziehung bevorzugt. Er trinkt und spielt, jagt und fischt, während die Frau nur dazu da ist, zu arbeiten und Kinder zur Welt zu bringen. Wenn überhaupt etwas angepflanzt wird, zum Beispiel Mais oder süsse Kartoffeln (Patatas), dann muss die Frau diese Arbeit allein leisten; und wenn sie in ihrem langen, bunten Gewand in die Stadt geht, um ihre Flechtarbeit auf dem Markt zu verkaufen, dann kommen die Herren der Schöpfung nur mit, um das Geld in Empfang zu nehmen und es möglichst bald und restlos in Alkohol umzusetzen. Was nicht vertrunken oder verraucht wird, das geht beim Spiel oder bei der Lotterie verloren. In den Kneipen geht es am Wochenende sehr lebhaft zu, unter dem Einfluss des Alkohols werden die Stimmen laut und rau und die scharfen, langen Messer locker. In dieser Beziehung machen die Indianer aus dem Pfalbaudorf keine Ausnahme, aber sie sind doch nicht ganz so schlimm wie ihre wilden Brüder, die in den undurchdringlichen und zum Teil noch unerforschten Urwäldern zwischen dem Amazonas und dem Orinoco leben. Dort ist nämlich das Blasrohr noch im Gebrauch, und man sieht die Weissen am liebsten, wenn sie tot sind. Dort rauchen die Frauen noch mehr als in Europa, und der Mann legt sich nach der Geburt eines Kindes anstelle der Mutter für ein paar Wochen in die Hängematte, während die Frau sofort weiterarbeiten muss.

Gern hätte ich von dem Leben, der Arbeit, den Sitten und der Religion dieser Indianer noch viel mehr gesehen und gehört; aber da wir noch am selben Abend in Maracaibo sein sollten, mussten wir bald weiterfahren. Um keines der kleinen rotbraunen Indianerkinder, die jetzt neugierig und furchtlos unseren Wagen befragten, bei der Abfahrt zu verletzen, liess mein Begleiter die Hupe ertönen. Im gleichen Augenblick stob die Schar auseinander — rette sich wer kann! Als wir langsam zwischen den Stämmen der Kokospalmen durchfuhren und Kindern und Erwachsenen zuwinkten, drückte mein Begleiter noch einmal kräftig auf den Knopf, «tocar bocina», wie es im Spanischen heisst. Da lachten die Naturkinder laut und fröhlich über den Scherz, den sich die beiden Weissen in ihrem hellgrauen Wagen erlaubten!

Dr. E. Wilhelmi.